

Etwas mehr Bescheidenheit in der Schweizer Aussenpolitik!

Die hiesige Diplomatie hat zwar ihre Stärken, aber deswegen nicht zwingend in jedem Konflikt auf der Welt eine Rolle



Paul Widmer

Die Schweiz will, wie sich ein Botschafter ausdrückte, international in der Champions League mitspielen. Bundesrat Didier Burkhalter reiste im Februar nach Riad und bot die Guten Dienste der Schweiz im Konflikt zwischen Saudiarabien und Iran an; im Mai reiste er an eine Sicherheitskonferenz in Singapur und warb für eine Schweizer Vermittlung im Südchinesischen Meer; Anfang Juni reiste er an eine Nahost-Konferenz in Paris und offerierte einmal mehr helvetisches Savoir-faire, um die Lage zu richten.

Woher nimmt Burkhalter das Selbstvertrauen, um sich dermassen in Szene zu setzen? Aus der Tradition der Schweizer Aussenpolitik, aus ihrer jahrhundertalten Neutralität. Diese verleiht Glaubwürdigkeit. Man traut der Schweiz zu, unparteiisch und uneigennützig zu handeln. Deshalb ist sie, wie Burkhalter sagt, besonders geeignet, in internationalen Konflikten zu assistieren. Das ist alles richtig. Nur eines ist falsch: Dieses Lob sollte nicht von uns selbst kommen, sondern

von den andern. Und von dort hört man es nicht mehr so häufig.

In der Tat scheint Eigenlob unsere Sicht auf die internationalen Beziehungen langsam zu trüben. Wir glauben, für alles zuständig zu sein, sind es jedoch nicht. Nicht grundlos unterscheidet man im Völkerrecht zwischen den sogenannten Guten Diensten und der Vermittlung. Wer Gute Dienste leistet, handelt ausschliesslich auf Instruktion jenes Staates, der ihm ein Mandat übertragen hat. Das sind bescheidene Dienste. Hierfür eignen sich Kleinstaaten wie die Schweiz besonders. Weil sie keine machtpolitischen Schwergewichte sind, muss man nicht befürchten, dass sie das Amt zur Verfolgung von eigenen Interessen missbrauchen. Wohl deshalb haben Saudiarabien und Iran nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Schweiz mit der Vertretung ihrer Interessen betraut.

Mit der Vermittlung jedoch sieht es anders aus. Der Vermittler unterbreitet eigene Vorschläge und wirft nicht selten sein ganzes Gewicht in die Waagschale, um auf die Konfliktparteien Druck auszuüben. Deshalb eignen sich grössere Staaten oder internationale Organisationen viel mehr für die Vermittlung als Kleinstaaten. Der Nahostkonflikt oder der Zerfall Jugoslawiens spricht Bände.

Die Lehre daraus? Die Schweiz hat in der Tat weiterhin ihre Rolle in der Drittparteien-diplomatie zu spielen. Aber mit Augenmass.

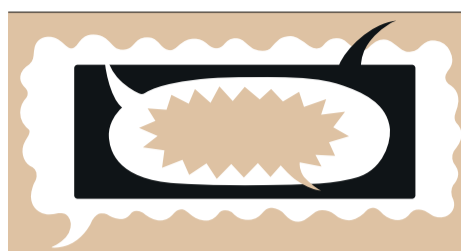


Vor hundert Jahren träumten schon einmal Friedensaktivisten von einer einzigartigen aussenpolitischen Sendung der Schweiz.

Bezogen auf unsere drei Beispiele, heisst das: Die Übernahme der Schutzmachtmandate in Teheran und in Riad ist richtig. Für solche Einsätze sind wir gerüstet. Sich im Südchinesischen Meer jedoch als Vermittler aufspielen zu wollen, ist vermessen, ist nichts als Grossmannssucht. Glauben wir im Ernst, wir könnten auf China oder die USA Druck ausüben? Und Burkhalters Werbetour in Paris? Sie war schlicht falsch. Die Schweiz hatte an dieser Konferenz nichts zu suchen. Warum? Weil man wusste, dass eine der Konfliktparteien, nämlich Israel, nicht daran teilnehmen wird. Sich nur dann zu engagieren, wenn unsere Dienste von beiden Seiten gewünscht werden, sollte aber zu den ehernen Prinzipien unserer Diplomatie gehören. Warum hat man dieses Gebot grob missachtet?

Vor hundert Jahren träumten schon einmal Friedensaktivisten von einer einzigartigen aussenpolitischen Sendung der Schweiz, von einer «Helvetia mediatrix». Der nüchterne Bundesrat Arthur Hoffmann erkannte die Schwärmerei als das, was sie war: Megalomanie. Und der berühmte Schriftsteller Carl Spitteler bat seine Miteidgenossen nur um eines: «Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz bitte möglichst leise.» Diese Bitte möchte man heute wiederholen.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt an der Universität St. Gallen.



Showdown

Francesco Benini

Estun jetzt alle überrascht. Dabei sah man den Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union kommen. Die Art, wie Premierminister David Cameron seinen Landsleuten die Vorzüge der EU anpries, hatte etwas von einem Bestatungsunternehmer, der über die Vorzüge seiner Särge spricht. Wer greift da gerne zu? Und was soll man vom Altmarxisten Jeremy Corbyn halten, der die Labourwähler vom Verbleib in der Europäischen Union hätte überzeugen sollen? Lieber als mit Funktionären in Brüssel unterhält sich Corbyn mit Exponenten prestigeträchtiger Organisationen wie Hamas und Hizbullah. Den Gebildeteren unter uns war der Ausgang des Brexit-Referendums schon aufgrund der Shakespeare-Lektüre klar. Wie heisst es in «Richard II.»:

(...)
Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefasst,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus verteidigt
Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der segensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
(...)
Sollen Bewohner des zweiten Edens, sollen Angehörige vom Volk des Segens sich in EU-Subkommissionen mit Menschen aus weniger beglückten Ländern über Richtlinien zu Badegewässern oder zur elektromagnetischen Verträglichkeit streiten? *You cannot be serious.*

TV-Kritik Von Daniel Meier

Tiere gehen immer, auch wenn sie im Zoo leben

Elefant, Tiger & Co.
MDR, 24. Juni, 19 Uhr 50

Die Tiere spielen die Hauptrolle, aber die Pfleger sind hier genauso wichtig. Etwa Frank Meyer, der sich alle Mühe gibt, damit Ndugu und Nandi endlich Nachwuchs bekommen. Nach einer längeren Trennung lässt er die zwei Nashörner erstmals wieder gemeinsam ins Aussengehege. Ob die Hormonspritze wirkt? Die Tiere beschnuppern sich und gehen dann mit den Hörnern aufeinander los. Alles normal, erklärt Meyer, «das läuft bei denen eher rustikal ab».

Zoo-Dokus sind ein Phänomen. «Elefant, Tiger & Co.» startete 2003 mit Geschichten aus dem Zoologischen Garten in Leipzig. Derzeit steht man bei Folge 677. Oft wurde das Konzept kopiert. «Eisbär, Affe & Co.», «Panda, Gorilla & Co.», «Leopard, Seebär & Co.» - fast jeder deutsche Landessender hat eine eigene Zoo-Serie, die jeweils in einem oder mehreren Tierparks aus der Region spielt. Derzeit laufen über 15 Zoo-Dokus. Beide Seiten profitieren: Die Reporter dürfen hinter die Kulissen schauen, und die Zoos können die Gratiswerbung nutzen, um der wachsenden Kritik an der Gefangenschaft von Tieren entgegenzutreten.

Zoo-TV am Morgen, am Nachmittag und auch am Abend - die Zuschauer bekommen nicht genug. Die Quoten bleiben hoch.



Eher rustikal statt romantisch: Die Nashörner Ndugu und Nandi kommen sich im Zoo von Leipzig näher.

Tiere gehen immer, heisst es, und eine naturverbundene Pflegerin, die mit einem flauschigen Affenbaby spielt, ist der Traum jedes Kameramanns. Überhaupt liegt darin der Reiz des Genres: nicht nur die Tiere von ganz nah zu sehen, sondern aus erster Hand etwas über sie zu erfahren oder auch mitzufiebern, wenn eines krank wird und vom Tierarzt gepflegt werden muss.

In jeder Folge werden etwa vier Episoden erzählt, wobei zwischen den Schauplätzen hin und her gewechselt wird. Das ist unterhaltsam und gut gemacht. Neben Nashörnern kommen diesmal eine Krake, Schimpansen und Alligatoren vor. Letztere haben den Winter über nichts zu fressen bekommen. Das sei in der Natur genauso, sagt Pfleger Heiko Schäfer. Er wirft eine tote Ratte ins Wasser und ruft: «Da ist der Feind!» Doch das Reptil bleibt ruhig. Lustlos schwimmt es heran und verschluckt die reglose Beute. Alltag hinter Gittern.

Grenzerfahrung

Und die Löhne steigen doch



Marina Masoni

Die gefühlte Realität und die statistisch erhobene Realität sind oft zwei verschiedene Paar Schuhe. Das beweisen einmal mehr die neuesten Zahlen zur Lohnentwicklung im Kanton Tessin.

Bei der Bevölkerung, in den Medien und auch in den sozialen Netzwerken herrscht die Meinung vor, mit der Einführung des freien Personenverkehrs und der Zunahme von Grenzgängern seien die Löhne unter Druck gekommen und allgemein gesunken: Verarmung, grössere Arbeitslosigkeit und mehr Grenzgänger, die zu Dumpinglöhnen arbeiten - keine Frage, auf dem Tessiner Arbeitsmarkt gibt es Probleme. Wer die Arbeit verliert, soll unterstützt werden, denn für Arbeitswillige ist Arbeitslosigkeit dramatisch - gerade für die Jungen, die voller Elan in die Arbeitswelt eintreten und das Gelernte anwenden möchten. Oder für jene, die eine Familie durchzubringen haben. Doch die Fälle lassen sich nicht verallgemeinern. Die wirtschaftliche Grundlage des Tessins hielt der Herausforderung eines offeneren Marktes stand und blieb solide.

Das kantonale Amt für Statistik hat Anfang Juni die neuesten Zahlen zur Lohnstruktur-

erhebung veröffentlicht, die alle zwei Jahre aktualisiert wird. Die erste Erhebung stammt von 2000, vor dem Inkrafttreten der bilateralen Abkommen am 1. Juni 2001. Der Bruttomedianlohn (der die Lohnempfänger in zwei gleiche Hälften teilt, die eine verdient weniger, die andere mehr) lag damals bei 4357 Franken pro Monat. 2014 lag er bei 5125 Franken. Nominal sind die Löhne also um 17,6 Prozent gestiegen. Der Bruttomedianlohn der Grenzgänger lag 2000 bei 4084 Franken und 2014 bei 4523 Franken und ist damit um 10,7 Prozent gestiegen. Diese Statistik bezieht sich ausschliesslich auf den Privatsektor.

Ausserdem hat die Tessiner Wirtschaft in dieser langen Zeitspanne zwei Rezessionen und mindestens eine Stagnation des Bruttoinlandsprodukts durchgemacht: Zuerst 2002/2003 und dann 2009. Daraus lassen sich drei Dinge ablesen: Es hat keinen Lohn- und Preisdruck nach unten gegeben, sondern vielmehr sind die Löhne gestiegen. Die Löhne der Ansässigen sind stärker gestiegen als jene der Grenzgänger, und obwohl deren Zahl stark zugenommen hat, sind auch ihre Löhne gestiegen, wenn auch weniger stark als jene der ansässigen Arbeitnehmer. Die Zahlen zeigen, dass es um den Arbeitsmarkt im Tessin nicht so schlimm steht, wie es oft empfunden wird. Es gibt viele Gründe, warum Empfinden und Statistik auseinanderklaffen. Warum die Diskrepanz aber gerade im Tessin so ausgeprägt ist, das wäre eine eigene Studie wert.

Marina Masoni ist Anwältin und ehemalige Staatsrätin des Kantons Tessin.